

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

305 (31.12.1928) Die Mußestunde

Manen mit dem Tode auf dem Götzen met am Platz stehen, unter den Augen der Gewehr. Dreimalig versuchten sie auf alle Freuden des Lebens, nur nicht auf eine: den Tod für die Freiheit kommender Geschlechter!

Freunde! Seht Ihr nicht jene aus bleichenden Schädeln gebaute Brücke, die unser strahlendes Heute mit dem graulichen, löchlichen Gestern verbindet?

Winkt Ihr nicht jenen stürzenden Strom, der die ganze Menschheit in den großen Ocean allgemeinen Glücks hinabführt?

Entseht Ihr sich euch, ihr Kommenden, ungekannten Märtyrer! Noch im Tode leuchtete ein Vächeln in eurem bleichenden Auge! Ihr habt uns damals schon als freie, starke, triumphierende Menschen angesehen und uns im heiligen Augenblick des Verschwindens den Gruß eures Geistes gesandt!

Freunde! Jeder möge nun still, allein mit seinem Herzen, seinen Pokal zur Ehre jener großen Märtyrer leeren. Jeder möge nun deren mildes Vächeln mit eigenen Augen erschauen!

Schweigend tranken alle Anwesenden ihre Pokale aus. Nur eine Frau, eine auffallend schöne Frau, die neben dem Redner saß, lehnte ihr Haupt an seine Brust und weinte. Auf die Frage, warum sie weine, entgegnete sie leise:

„Und doch... wie gern möchte ich damals gelebt haben — mit ihnen — mit ihnen...!“ Deutsch von Viktor Kalinowski.



Mein Freund, der Landstreicher

Eine erlebte Neujahrsgeschichte von Kurt Offenburg

Das vorfinstliche Gebimmel einer Kleinbahn führt in die weiße Stille der weiten Landschaft. Das Gütlein hält vor einem klapperigen Bahnhofsgebäude in den breit hingelagerten Talebenen der Schwäbischen Alb, die über mächtigen Ebenen den Gürtel der weißen Wälder und auf ihrem Rücken die langhinsgezogenen niederen Häuser der Bergdörfer tragen.

Aus den drei Wagen steigen nur wenige Leute: ein wohlgenährter Geistlicher mit roten Wangen! eine dürre Honoratiorenfrau mit Einkaufsbeutel und einer Samtkapote aus verfallenerer Mode; zwei Fabrikarbeiterinnen, die mit Männerhüten heimwärts eilen; ein Mann in halb bäuerlicher Arbeitskleidung, Pfeife im Mund und einen schwer bedachten regenverwöhnten Rock. Als letzter Kletterer ein großer, grauhaariger Geselle heraus, mit welchem liegendem Wollmantel über dem Wandstiefelanzug, mit derben Nagelschuhen an den großen Füßen und einen verwitterten Schlapphut auf dem grauhaarigen Schädel.

Die Frau und der Priester steigen in ein Wägelchen, das vor dem Stationsgebäude wartet; die Mädchen sind rasch in einem Seitenweg verschwunden; nur die beiden Männer beschreiten die verlassene und mit frühem Schnee leicht überwehte Landstraße.

Bald ist der Lange mit dem graulichen Spitzbart voran. Er wirft den Kopf, der frei und lässig auf den moerigen Schultern sitzt, mutwillig wie ein Füllhorn nach allen Seiten; trinkt mit neugierigen weiten Augen die helle Wäse, die in die weichen Vordächer hineinweicht, die amers- und herenhaften Gestalten der verschneiten Föhren, die funkelnde Schneefest auf den Dächern der ferneren Dörfer; die feuchte und erlösende Unendlichkeit des rauhen Winters.

Der bäuerliche Arbeiter sieht sich nicht um. Er trägt den abgewohnten Weg, der ihn allmählich vom Sägemerk im Tal hinauf zu den Seinen führt, mit der Sicherheit und Gleichgültigkeit der Gewohnheit.

So gehen sie — der Lange immer voran, bis er den Wädeln entleert und um eine Weabiegung verschwindet.

Aber wie der Arbeiter die Biegung erreicht, da sieht er den Grauen am Rande des Weges hocken, über ein Bündel gebeugt. Und wie er näher tritt, erkennt er, daß hier ein junger Bursche ertroren oder eingeschlafen daliegt. Der Fremde hat den Zungen aufgerichtet und schwinnt langsam die Arme in sanftem Kreis. Dann reißt er ihm die Stirn und die kindlichen Wangen mit gleichmäßigen Strichen, bis ihm das Blut in das blasse Gesicht strömt und er regelmäßig atmet. Mit raschem Dank nimmt der Lange das flüssige Roanak, das der Sägemerksarbeiter aus seinem Rücken gescholt hat, und löst dem Jungen den scharfen Trank in kleinen Schlucken ein.

Der schließt plötzlich die Augen auf, lacht hilflos und schwächtern; aber da er sich erheben will, taumelt er zurück. Die beiden Männer leben sich mit einem Blick des Einverständnisses an.

„Nichts im Moan, kennen wir,“ sagte der Lange leise.

Der ältere Erheber, der schwarze Bart hat, nimmt ein Stück Stollen aus dem Rucksack.

„Los, Mensch, dein ein!“ munterte er auf. „Das gibt Wärme und Blut. Und trink noch nen Schluck.“

Der Junge verstand, sah zu ermannen. Mager und bleich mit einem lebensschmerzhaft schmalgezeichneten Mund und grauen, langbewimperten Augen hielt er vor den beiden Männern. „Ich bin zu lange gelaufen, war müde. Da habe ich mich hingesetzt und bin eingeschlafen. Ich wäre wohl darauf gegangnen heut' abends, wenn ihr nicht gekommen wärt.“

„Kommst du aus dem Geschäft?“ fragte der Lange mit einem künftlich munteren Ton.

„Nein. Ich bin arbeitslos. War bei einem Onkel auf der Alb ein paar Tage. Aber er hat fast nichts zu schaffen. Da wollte ich ihm nicht länger auf der Tasche liegen. Ich bin jetzt unterwegs nach der Stadt. Gelegenheitsarbeit suchen.“

Der Junge steht noch immer nicht fest auf den Füßen, während er ist; und der vagenbuntheit Lauge denkt ihn rasch bei sich und frägt den Älteren: „Weißt du kein Wirtshaus in der Nähe?“

„Nein Minuten von hier.“

Sie führen den jungen Menschen, der bleich und vertan in seinem viel zu dünnen Regenmantel hinkt, bis zum Dorfweirshaus. Indessen kauft die frühe Dämmerung des letzten Tages im Jahr.

Die düstere Wirtstube empfängt einsam, aber mit freundlicher Wärme die drei Männer.

„Drei Schnäpse, Frau Wirtin. Und etwas zu essen. Wir sind Winterfrühler!“ Und er wendet sich an den Arbeiter: „Ich mache Ferien. Habe für dieses Jahr genug geschuftet. Will mir mal die Schwäbische Alb bei Tag betrachten.“

Eine elektrische Birne erläßt über dem weiß geschwemmten Tisch. Die Männer setzen sich an.

Der bäuerliche Arbeiter nimmt die Mütze ab und graut seinen kura geschorenen Kopf. „Ich müßte heimwärts. Habe noch über eine Stunde zu gehen. Die Frau und die Kinder freuen sich.“

„Prost, Bruder!“ sagt der Lange. „Ein Schnaps und ein Speckbrod wirft du wieder einholen können. Unferens braucht am Silvester nicht zu laufen, daß er nach Hause kommt.“

„Dast keine Familie?“

„Kein Kind und kein Kind!... Weiß der Teufel! — es sind vielleicht dreißig Jahre, daß ich in aller Welt herumlaufe und keinen Feiertagskimbim mehr gehabt habe. Nur einmal in Rom, lange vor dem Krieg und vor Mussolini, war ich im Petersdom und habe die Engelskuben in der Sixtina gehört.“

„Unferens fingen nicht wie die Engel, aber brüllen können sie.“ Der junge Mensch leucht leise: „Bei mir lebte der Vater noch vorletztes Neujahr.“ Mit einem plötzlichen Entschluß erhebt sich der Arbeiter.

„Rastet nicht langs' und kommt mit nach Hause. Kameraden. Die Alte kocht Kaffee und einen Neujahrspunsch gibt's auch.“

„Mir nicht,“ sagt der Lange. „Das Baby da kann ein Familienleben brauchen. He! — Frau Wirtin, ich abse.“

Langsamem Schrittes steigen die Männer bergaufwärts, kommen endlich ins Dorf.

Eine magerere Frau öffnet die niedere Haustür und reißt die Augen weit auf, als sie im Licht der klaren Nacht drei Männer statt einen einzigen vor sich sieht.

„Besuch, Frau!“ Und sie treten in den Hausgang, auf dessen linker Seite eine Türe in Stall und Heuschuppen führt, rechts der Eingang zur Stube ist.

Mattes Licht von beruhigender Wärme erhellt den Raum, Kinderstimmen schallen fröhlich, die bekannte Fensterbank, ein kariertes Tischstuch mit Kaffeestellen bedeckt, und am Ofen, im Halbdunkel, steht ein großes schwarzes Bild mit dem runden Alenmannkopf und den schwarzen Augen der Albenmöhner.

Bald sitzen sie alle bei Kaffee und Kuchen, bei Most und Speck. Der Lange unterhält die ganze Gesellschaft. Die Kinder sitzen auf seinen Knien, und sie sehen ängstlich und entsückt auf die Schattenbilder, die er mit seinen langen, dünnen Uhrmacherfingern auf die weiß gepolste Wand wirft: Schiffe, Palmen, Löwen und Kasperpuppen. Aber seine Gedanken schweifen, und wie sein wildes, toll beweagtes, seit Jahrzehnten in allen Ländern verbrachtes Leben in der Spanne weniger Minuten durch sein Gedächtnis rast — feuchtesten sich unbemerkt seine Augen. Nur einen kurzen Augenblick ist er voll schwerer Nachdenklichkeit — dann verzehrt er spöttisch den schmalen Mund, lacht auf und läßt die Kinder von den Knien rutschen.

„Freunde!“ sagt der Grauhaarige und reißt dem Gastgeber die Hand über den Tisch. „Ich bin Feinmechaniker, Uhrmacher; ein Kerl ohne Stilleisch, jahraus, jahrein unterwegs.“ Und erzählend breitet er, während die Kinder aufhorchen, das Märchen seines wilden Lebens aus.

„In Holftein bin ich geboren, mit 17 Jahren dem strengen Vater aus der Uhrmacherwerkstatt davongelassen. Ich brauchte Freiheit. Heimlich verdingte ich mich auf eine Dreimasterboot als Leichtmatrose. Lebe wohl Europa! Wie eine Möbe durchsegeln wir den Atlantik, von Nord nach Süd — im Sturm herum um das biffiae Kap Horn. Dann Chile: Salpetersalzstadt Iquique. Sind braune Mädchen an Land. Ich desertiere vom Bord. Das Geld wird alle. Mein Schiff ist fort.“ — Später, hinter Wut und Sauer, wird er Koch auf einem britischen Fährdampfer, Heiser auf einem Ozeantramp, lernt alle Erdteile kennen, lebt in Nordamerika, dann in Westindien und Mexiko. Später ist er als Bananband durch Europa getrieben. „Erst bin ich ein Bettler. Dann male ich bunte Anführerarten. Dann singe ich in Wirtshäusern

schwarzlichter Seemannsleben in fünf oder sechs Sprachen. Und dieses Geld flüster über im britischen Stabensatz. Zur freien, freien Bananbandleben — heute hier — morgen dort!“

Seine Stimme wird dunkel und die Säbe fallen schwer in die abendliche Stube, als er sagt: „Wo aber mündel das lustige, freie Leben? Wo bleibt der Sinn des menschlichen Geistes? In der Eulst der Arbeit! Ich lerne arbeiten. Ich arbeite in der Fabrik, im Bergwerk, beim Bauern und bei den Holzschlägern.“ Und schließlich fand er wieder zur Uhrmacherzeit zurück. Er meint, Arbeit sei Glück, wenn auch die Menschen, die einem davon zuemessen werden, oft reichlich seien und den Appetit verdrängen. Und während, wie um das eben Gesagte auszulösen, erzählt er, daß er nirgends lange ausgeschlagen habe. Zwei, drei, höchstens sechs Wochen an einer Stelle. Kurz vor dem Krieg war er zu den Eltern zurückgekehrt und hatte dem altersschwachen Vater in der heruntergekommenen Wertstatt geholfen. — „Dreißig Jahre bin ich alt — und ich weiß noch immer nicht, zu was ich eigentlich lebe —.“

„Da kommt der Krieg!“ Und der Lange berichtet weiter, wie man ihn ins Fronthaus gesteckt habe, weil er keine Waffen nahm, nicht auf Menschen schoss. Freunde — was immer ich suchte, das fand ich: ich fand mein eigenes Herz! Und ich bin ein Stürmer bei Stürmern — wir läuten ein: Die neue Zeit!“

Und er erhebt sich, kühlt mit den Freunden an. „Das Leben ist schön — es lebe die Freiheit!“

Die Bindung der Menschen in der Stube wird enger. Die Knaben laufen dem unverständlichen Märchen und bringen wie zum Zeichen ihres Vertrauens das Spielzeug — Gänge, Räder, Wagen und Häuschen — das der Vater ihnen zu Weihnachten geschenkt hatte. Dann wollen sie selbst etwas zur Unterhaltung beitragen, bringen Räder zum Spiel und bekommen immer röttere Wangen und immer heißer und müder blinkende Augen.

Als es aber am lustigsten ist, steht der Arbeiter auf, tritt leise an die Uhr, zieht die Gewichte hoch, stellt die Zeiger, die auf zehn Uhr weisen, auf zwei Minuten vor zwölf. In langsamem Atemholen schließt die Uhr. „Mitternacht!“ und die Kinder schrien „Prost Neujahr!“ und toben und tanzen in der Stube und werden unter ardem Sallo von der Mutter und der rotwangigen Welse in die Oberstufe zu Bett gebracht.

Nun sitzen die Großen allein.

„Sie sollen gesunde Menschen werden und ihren vünftlichen Schlaf haben.“ sagt der Arbeiter. „Das Bergweien ist ebenso groß, als wenn sie jetzt alle Stunden länger noch wären, Punsch bekämen und sich den Magen verdrängen.“

Dann erhebt er sich und stellt die Uhr wieder richtig.

Da beginnt plätzlich der Junge zu sprechen, erzählt von dem verlorenen Zuhause. „Vater war verkränkt, rebete fast nichts mit mir, trotzdem wir zusammenhielten. Aus dem Krieg kam er mit schwerem Athma. Er konnte nicht mehr zur Arbeit gehen. Wir waren in ein Schwarswalddorf und machten Heimarbeit. Eine Weile ging es ihm besser. Wir liebten Spielzeugschneiden und malten sie an. Aber ich war zu jung, wir hatten auch kein Geld und kein Land; nur Stube und Werkstatt. Als es mit ihm schlimmer wurde, da hat er den ganzen Tag geklagt vor Angst, zu erkranken. Ich konnte kaum mehr kost. Dann starb er doch. Das biffiae Hausrat hat ein Bettler in der Stadt geholt, so kam ich auch in die Stadt und wohnte bei ihm. Aber ich hatte doch keinen Menschen, hab niemals einen Schach gehabt wie andere. — Ich schaffte in einer Fournierfabrik und hatte Pech. Kum zwei Monate mir ich in der Bude, da stolperte einer und schüttete mir den vollen Behälter über den Fuß. Der Kollege konnte nichts dafür. Aber als ich aus dem Spital kam, war die Konjunktur flau. Ich konnte nicht unterkommen. So probierte ich es auf der Alb. Aber es war eine Dummheit, ich hätte in der Stadt bleiben sollen. Weil der Fuß noch so empfindlich ist, habe ich mich auch in der Käfte hingefest.“

Das Mädchen mit den roten Wangen sieht den jungen Burschen mit mitterlichem Mißleid an.

„Hast es nicht leicht,“ sagt der Lange. „Ich alaube, ich kann dir eine Stelle besorgen. Bin bei der großen Uhrenfabrik in Dinasha schon sechs Wochen in Arbeit. Die haben auch eine Maschinenreinerei für die Gebäude. Eigentlich wollte ich in den Sad bauen und weitergehen. Dir alieub' aber werde ichs aufschreiben. Ein Dundeleben, wenn man nicht zusammenhelfe.“

Und der Landstreicher führt das Gespräch ins Allgemeine und Heitere. Sie fingen alte Lieder und die Ziebarmonika tritt in Funktion.

Im Dorf fangen die Gloden an, die Neujahrswende einzuläuten.

Menschen, auf der Landstraße zusammengeewicht, aber verbunden in der Schwere des Dafeins und im tiefen Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit — trinken sie den schwachen Punsch, als ob es feuriger Buraubereuen wäre.

Der junge Mensch steht breit und frisch in der Stube und sieht dem Mädchen zärtlich in die Augen.

„Zeit mirs Zeit fürs Zeit,“ sagt der Arbeiter. „Du Freund,“ wendet er sich zu dem Jungen, „kannst die Welse heimbringen zu ihrer Mutter. Sie muß schlafen morgen. Bei armen Leuten auf dem Dorf alieub' keinen Feiertag; das biffiae Weib will verforzt sein und die Mutter ist alt.“

„Ihr schickt hier unten,“ sagt die Frau. „Wenn ihr die Fenster aufmacht, könnt ihr Vandstift schlucken.“ Und sie deckt das Bett auf, das im Hintergrund der Stube hochaktürmt mit biden Federkissen liegt. „Es ist lisch überausen. Gute Nacht!“

Der grauhaarige Lange packt seine Manteltaschen aus, in denen auf erfinderische Weise das Toilette-Neccaire des Wanderers

versteckt ist. Romm, zehnfürige Seile und sogar ein Bonium und ein helbes Band.

„Er lacht gewöhnlich die Wärme des Raumes und die Wohlthat der wilden Kissen. Er träumt vor sich hin und denkt: „Ich kann ruhig einschlafen, der Weg eines Jungen mit einem Mädchen pflegt in solchen Neujahrswächten sich auszubehnen. Wer weiß, wenn er wiederkommt?“

Und während er sich gegen die Wand lehnt und an den tapferen Jungen denkt, der jetzt vielleicht sein Weiblein findet, atmet er lächelnd die ewige Weisheit des alten Scholzepear:

Sie liebte mich für bestandenen Schrecken, Ich liebte, weil sie sich drob erbarmte.



Neujahrsvest beim Taschi-Lama

von Sven Hedén

Ich hatte meinen Rundgang kaum beendet, als ein wohlbeleibter, jovialer Chinese namens Ma mit seinen Besuch machte. Er war Offizier und Befehlshaber der 140 Mann starken chinesischen Lanja, die in der Stadt in Garnison lag. Ich bat ihn, in mein Zelt und bewirtete ihn mit Tee und Zigaretten. Ma war es unbeeindruckt, wobei ich gekommen war. Er meinte, ich müßte vom Himmel gefallen sein, von meinem Kommen habe er nicht das geringste gehört. Wenn ich gemerkt hätte, daß Sie auf dem Weg nach Schigatse sind, dann wäre ich Ihnen mit meinen Soldaten entgegengetreten. Denn diese Stadt ist wie Lhasa Europäern verschlossen.

Ich lachte und scherzte mit Ma und fragte, wie in aller Welt wir uns nun verhalten sollten, da ich mich so doch tatächlich leichtbästia in Schigatse befände.

Am 1. Februar erhielt ich in aller Herrgottsfrühe Besuch von Lobsang Tsering, einem Lama und Sekretär des Taschi-Lama, und Duon Südn, einem chinesischen Beamten, die von meiner Ankunft gleichfalls keine Ahnung gehabt hatten und vermullich glaubten, ich sei aus der Erde emporgekliegen. Auch sie stellten Fragen und machten sich Aufmerksamungen.

„Ich weiß, daß die Neujahrsvestspiele heute beginnen,“ sagte ich. „Es ist mein Wunsch, sie mir anzusehen.“

„Das ist unmöglich für einen Europäer.“ — „Ich wünsche auch den Panchischen Kinnofische, den Taschi-Lama, zu sehen.“ — „Nur eine kleine Anzahl Kinnofische dürfen vor sein Anwesicht treten.“

„Es fiel mir plätzlich ein, meinen chinesischen Voh heranzuholen und Duon Südn zu zeigen. Er las ihn aufmerksam und mit steigendem Interesse durch. Seine Augen wurden immer größer, und schließlich sagte er: „Das ist ja ein arborarischer Voh! Warum haben Sie uns den nicht gleich gezeigt?“

„Weil er nur für Oxturkstan ausgestellt ist und ich statt dessen nach Tibet gereist bin.“

„Das ist einerlei; dieses Papier ist von großer Bedeutung!“ Sie entleerten sich. Eine Weile später überbrachte mir ein Lama einen Willkommgruß des Taschi-Lama: ein Radach, ein langes Stück weißer Seide, dessen Ueberdeckung Hochachtung, Segen und Willkomm bedeutet. Und was für mich wichtiger war: ich wurde feierlich eingeladen, ins Kloster zu kommen und dem Neujahrsvest beizuwohnen. Teht segnete ich die indische Reiterung, die auf den chinesischen Voh gedrungen hatte. Ohne ihn hätte ich vermutlich nie die Erlaubnis erhalten, Taschi-Lunno zu besuchen. Es ist mir noch heute ein Räsel, daß es mir gelang, ungehindert bis Schigatse vorzudringen. Zum Teil beruhte es vielleicht auf der Achtung, die die Tibeter seit dem enastischen Kriegsaus nach Lhasa 1903 und 1904 vor den Waffen der Europäer hatten; ferner darauf, daß viele Häuptlinge und Vögte sich nach Taschi-Lunno begeben, um das Neujahrsvest zu besuchen und schließlich darauf, daß ich am letzten Tag auf dem Fuß gereist und erst bei Dunkelheit angekommen war. Ein Glück war es auch, daß ich zwei Tage vor Beginn des Neujahrsvestes eingetroffen war und infolgedessen die seltene Gelegenheit hatte, dem höchsten Fest der lamaistischen Kirche beizuwohnen und zwar in dem Kloster, das während der Abwesenheit des Dalai-Lama — er war vor den Engländern geflohen und hielt sich damals in Urga auf — das vornehmste der ganzen lamaistischen Welt war.

Das Vohar, das Neujahrsvest, wird zur Erinnerung an Buddhas Sieg über die sechs Irrlehren und an den Triumph der wahren Religion über den Unaklauben gefeiert. Es ist ein Fest des ansen Volkes und feiert die Wiederkehr des Frühlings und des Lichtes, nachdem das Dunkel und die Käfte überwunden sind. Teht spricht die Saat, teht teimt das Gras für die Herden der Nomaden. Das Vohar dauert fünfzehn Tage. Von noch und fern strömen Pilger